

Anmerkungen zum Aufsatz von H. J. Goertz „Reform der Freikirchen“

1. Die Ausführungen von H. J. Goertz in ÖR 2/1982 weisen erneut auf einen Tatbestand hin, der der innerdeutschen Ökumene bisher noch nicht deutlich genug ins Bewußtsein gebracht werden konnte. Der Sammelbegriff „Freikirche“ ist nicht präzise genug, um der theologischen, historischen und strukturellen Vielfalt der damit gemeinten Kirchen unseres Landes gerecht zu werden.

Man muß sich einige wenige Fakten vor Augen stellen, um diesen Tatbestand leicht erkennen zu können. Die Selbständigen Evangelisch-Lutherischen Kirchen, nicht sonderlich auf die Bezeichnung als Freikirche erpicht, sind aus Protest gegen die staatlich verordnete Union entstanden, um das konfessionelle Erbe rein zu erhalten. Die baptistischen Gemeinden halten unaufgebbar an der Reihenfolge erst Glaube, dann Taufe fest und organisieren einen Zusammenschluß der autonomen Ortsgemeinden lediglich in einem Bund. Sie verzichten auf das Wort Kirche gerne, weil sie sich als Gemeindebewegung verstehen. Genauso der Bund der Freien evangelischen Gemeinden, deren ursprüngliche theologische Frage jedoch nicht das Verhältnis von Taufe und Gemeinde ist, sondern die Zuordnung von Abendmahl und Gemeinde. Beide Gemeindebünde haben sich aus Lehrgründen eigenständig organisiert. Die Evangelisch-methodistische Kirche dagegen hat sich aus einer rein missionarischen Bewegung zu einer Weltkirche entwickelt. Sie hat weder Ketzerrhüte verteilt noch sich auf kirchentrennende Lehrstreitigkeiten eingelassen. Das Prinzip der National- oder Volkskirche hat sie überwunden. Die weltweite Verbindlichkeit ihres kirchlichen Lebens ist durch die gemeinsame Verfassung, die ökumenisch ausgerichtet ist, sichergestellt. Ökumenische und missionarische Gesinnung zeichnet die Methodisten seit dem 18. Jahrhundert aus. Ganz anders ist die Tradition der mennonitischen Gemeinden. Sie werden auch in Deutschland aus verschiedenen Quellen gespeist. Immerhin greifen ihre Wurzeln bis zu den Auseinandersetzungen in der Reformationszeit zurück. Damals waren sie Kritiker einer „steckengebliebenen“ Reformation. Die Pfingstgruppen, die sich selbst als Freikirchen verstehen, sind unter sich noch einmal sehr verschieden. Mit der Mülheimer Gemeinschaftsbewegung arbeitet die Vereinigung evangelischer Freikirchen zusammen, andern gegenüber ist diese Arbeitsgemeinschaft noch zurückhaltend. Wieder anders sind die Gemeinden der Herrnhuter Brüder-Unität als traditionsreiche Ökumeniker zu bewerten. Oft werden im Zusammenhang mit den Freikirchen auch die Heilsarmee, die Quäker und die Nazarener-Kirche genannt. Welch ein Pluralismus!

Wenn man heute diese in Theologie, Geschichte und Gestalt so unterschiedlichen Kirchen, Bünde und Gemeinschaften kurzerhand mit dem Begriff „Freikirchen“ bündelt, dann ist es so gut wie sicher, daß es sich hier lediglich um einen undifferenzierten Begriff handelt, der zum Begriff „Volkskirche“ korrespondiert. Sind schon die deutschen Volkskirchen so unterschiedlich, daß vor einigen Jahren eine verbindlichere Zusammenarbeit an der Ablehnung der EKD-Reform scheiterte, wieviel

mehr sind die verschiedenen evangelischen Nicht-Volkskirchen gerade im kirchlich-theologischen und im geschichtlichen Bereich zu sehen und differenziert zu bewerten. Hier ist der Punkt, an dem der Beitrag von Hans-Jürgen Goertz seine unübersehbare Schwäche hat, die ihn zu Wertungen, Urteilen und Schlüssen führt, die der geschichtlichen Wirklichkeit nicht entsprechen, weil sie der vorhandenen Pluriformität in Geschichte und Theologie nicht gerecht werden können.

Der Kritiker des Beitrages von Goertz muß in Kauf nehmen, daß er von ihm den „wankenden Charakteren“ zugerechnet wird, die sich von den „Gefestigten“ unterscheiden. Nur diese können „die Kritik vertragen und in eine Aufforderung zur Erneuerung umarbeiten“. Ich nehme das in Kauf.

2. Die Methodisten haben sich zu keiner Zeit als eine „Protestbewegung gegen die etablierte Kirche“ (177) — wie etwa Teile der Mennoniten — verstanden. Als sich zunächst in England seit 1738 die Bewegung ausbreitete, legte John Wesley, selber ein anglikanischer Pfarrer, großen Wert darauf, daß diese Bewegung ihren Platz in der anglikanischen Staatskirche behielt. Er veranlaßte die Leute, die man Methodisten nannte, die Gottesdienste ihrer Pfarrkirche regelmäßig zu besuchen, dort das Abendmahl zu empfangen und ihre Kinder taufen zu lassen. Sowohl John als auch sein Bruder Charles Wesley blieben mit Entschiedenheit Pfarrer ihrer englischen Staatskirche. Auch in den anderen Teilen der Welt einschließlich Deutschlands ist die aus dieser Bewegung erwachsene methodistische Kirche nie „eine Protestbewegung gegen die etablierte Kirche“ (177) gewesen. Sie wollte, auch anfangs in Deutschland, eine Missionsbewegung in der Kirche sein. Ihr Feind war nicht die Kirche, sondern der Unglaube.

3. Die Behauptungen, die Freikirchen hätten „keine Neigung, etwas an ihrer Gestalt zu ändern“ und sie meinen, „mit ihrem kirchlichen Modell bereits am Ende der Reform angelangt zu sein“ (179), sind — jedenfalls für die Evangelisch-methodistische Kirche — schlichtweg falsch. In der weltweiten Kirche gibt es auch nach der Kirchenvereinigung von 1968 Strukturdebatten mit folgenschweren Konsequenzen. Eine Anzahl von Konferenzen der Kirche in verschiedenen Ländern sind auf ihren Antrag hin mit der Genehmigung der Kirche in die Autonomie entlassen worden. Dies trifft besonders in Südamerika und Asien, aber auch in Afrika zu. Sie meinen sich dadurch aktiver in die nationalen ökumenischen Vereinungsverhandlungen einbringen zu können. Andere haben sich in regionalen Bereichen mit anderen Kirchen vereinigt, z.B. in Kanada, Indien und Belgien. In Deutschland ist 1975 auch von kleineren Gruppen sowohl die Frage der Autonomie als auch des Anschlusses an die EKD diskutiert worden. Natürlich ist die kirchliche Landschaft in Deutschland von der belgischen oder italienischen grundlegend zu unterscheiden. Außerdem fürchten Methodisten in Deutschland die nationale Isolierung, die sich am Anfang unseres Jahrhunderts so tiefgreifend auf den gesamten deutschen Protestantismus ausgewirkt hat. Eine andere ekklesiologische Strukturdebatte ist in Deutschland über die „Konferenzen“ geführt worden. Nur wer die grundlegende Bedeutung dieser Körperschaft im methodistischen Kirchenrecht kennt, kann ermessen, daß es hier um die Grundstruktur ging. Immerhin hat die Jährliche Konferenz im theologischen und kirchenrechtlichen Entscheidungsprozeß einerseits und im weltweiten Verbundsystem andererseits eine zentrale ekklesiologische Bedeutung. Damit hängt gleichzeitig das Verständnis des bruderschaftlich geordneten Predigtamtes zusam-

men. Die charismatische Grundstruktur der Evangelisch-methodistischen Kirche, die nicht auf einer statischen Confessio, sondern auch einem ständigen Entscheidungsprozeß in theologischer und kirchenrechtlicher Hinsicht im Verbundsystem der Jährlichen Konferenzen beruht, läßt die Kirche zwangsläufig in einem Prozeß ständiger Veränderung leben. Allein die Tatsache, daß die Kirchenordnung, die der konkrete Ausdruck der Lehre im Leben der Kirche ist, als Ringbuch mit stets wechselbaren Seiten erscheint, ist ein sinnfälliges Zeichen für das ständige Provisorium Kirche im Methodismus. In der heutigen Evangelisch-methodistischen Kirche scheint mir die Verunsicherung stärker zu sein als der verwegene Gedanke, „am Ende der Reform angelangt zu sein“.

4. Ich kann verstehen, wenn ein Mennonit für seine Kirche formuliert, daß sie den Minderheitenstatus als Chance für missionarisches Wirken erst im Aufwind der ökumenischen Bewegung erkannt hat (179). Für die Freikirchen schlechthin aber stellt diese Behauptung den Gang der Geschichte auf den Kopf. Die Methodisten jedenfalls sind ausschließlich um missionarischer Gründe willen nach Deutschland gekommen. Die Sendung geschah nach dem Revolutionsjahr 1848 (Religionsfreiheit) durch die Abteilung für Weltmission, die zur gleichen Zeit Missionare nach Deutschland, Liberia und China sandte, was die deutschen Staatskirchen damals nachweislich irritierte und ärgerte. Die seit 1849 von Amerika kommenden Boten waren auch kirchenamtlich „Missionare“. Die Entscheidungen von damals gründeten nicht auf Überheblichkeit, sondern auf einem theologischen Verständnis von Mission, von der man heute überall weiß, daß sie in sechs Kontinenten erfolgen muß. John Wesley hatte bereits im 18. Jahrhundert England zum Missionsfeld erklärt, in dem das Evangelium glaubensweckend wie bei den Indianern verkündigt werden muß; im Hinblick auf Deutschland schrieb die Boten des Methodismus um 1850: „Deutschland ist Missionsland“, im Missionarischen Jahr wurde fast am Ende des 20. Jahrhunderts dank des theologischen Einflusses über die weltweite Ökumene von den beteiligten Kirchen dieser Tatbestand gemeinsam ausgesprochen. Es ist sicher richtig zu sagen, daß die in der Vereinigung evangelischer Freikirchen zusammenarbeitenden Kirchen nicht erst im Aufwind der ökumenischen Bewegung den missionarischen Auftrag erkannt haben, sondern daß sie Vorboten dieser theologischen Sicht und praktischen Arbeit in Deutschland gewesen sind. Außerdem ist dieser missionarische Auftrag nie für diese Kirchen aus dem Minderheitenstatus im Sinne der Vergrößerung ihrer Kirchen betrieben worden, sondern aufgrund des apostolischen Auftrags, in dessen Ausübung es allerdings nachfolgend zur Gemeindebildung kam.

5. Wenn der Hamburger Mennonit H. J. Goertz die Freikirchen in Deutschland als Kirchen der „Dissonanzen und Spaltungen“ (180) vorstellt, dann ist dieses wenigstens für die Methodisten eine Umkehrung ihrer geschichtlichen Erfahrung. Von den methodistischen Kirchen hat sich in Deutschland keine Kirche, Gruppe oder Gemeinschaft abgespalten. Es ist auch keine „ausgeschieden“ (180) worden. Zwischen 1830 und 1875 gingen aus England und Amerika kommend vier verschiedene eigenständige Kirchen des methodistischen Kirchentyps als Rückwirkung deutscher Auswanderung eine missionarische Arbeit in Deutschland an. Die heutige Evangelisch-methodistische Kirche ist eine Unionskirche dieser vier Traditionen. Als um die Jahrhundertwende noch niemand von Kirchenvereinigungen sprach,

kam es u.a. als Folge der Zweiten Methodistischen Ökumenischen Konferenz, die 1892 in London tagte und heute mit dem Weltrat methodistischer Kirchen verbunden ist, zur ersten Kirchenvereinigung, die in Deutschland mit Billigung der New Yorker und Londoner Abteilungen 1897 stattfand. 1905 folgte die nächste und schließlich 1968 die letzte Vereinigung, die die Evangelische Gemeinschaft und die Methodistenkirche zusammenschloß. Alle diese Vereinigungen sind ohne staatlichen Einfluß oder Druck erfolgt. Es waren theologische Einsichten und praktische Fragen, die zu diesen geistlich getragenen Entscheidungen führten. Sie sind auch ein Stück gelebter Ökumene in Deutschland und zeigen das genaue Gegenteil von „Dissonanzen und Spaltungen“, die H. J. Goertz zu pauschal feststellte.

6. Wer John Wesleys vielzitierte und mit Recht berühmte Predigt über „Ökumenische Gesinnung“, die er am 8. September 1749 hielt, je gelesen hat und wer um das ökumenische Engagement der deutschen Methodisten zunächst in der Evangelischen Allianz, dann im Christlichen Studentenweltbund, ab 1914 im Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen und schließlich seit 1948 in der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen und im Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland weiß, der kann nicht pauschal sagen, daß die Freikirchen im ökumenischen Prozeß „offener geworden“ sind (180), aber „die Impulse, die von der ökumenischen Zusammenarbeit zu grundlegender Erneuerung ausgehen, nicht in ihre Gemeinden eindringen“ lassen (181). Für die Evangelisch-methodistische Kirche ist dieses schlichtweg falsch. Die Pastoren und die Gemeinden leben durchweg in einer ökumenischen Offenheit, wie ich sie mir stärker im Augenblick kaum vorstellen kann. Sie suchen auch nicht ein „ökumenisches Wohlwollen“ (181) oder wollen gar „hofiert“ werden (181), wie H. J. Goertz mutmaßt, sondern sie wollen als ökumenische Partner respektiert werden. Ich finde es nicht angemessen, wenn die Volkskirchen sich alleine als „Vertreter des deutschen Protestantismus“ verstehen oder wenn — wie beim Papstbesuch — ein Kirchenbund die ökumenische Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen nicht in der Weise respektiert, wie viele Freikirchler es gerne gesehen hätten. Ich habe sowohl beim Papstbesuch als auch beim geplanten Besuch der ökumenischen Gäste im Vorfeld von Vancouver, der offensichtlich der EKD gilt und nicht den Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates (wie beispielsweise in Österreich), wenig davon gespürt, daß die EKD die Freikirchen hofiert. Ich möchte es auch nicht, Respekt ist besser.

Was ich dagegen in unsere Gemeinden nicht gerne eindringen sehe, ist der lautstarke und polemische Antiökumenismus, der zur sachlichen und theologischen Auseinandersetzung nicht fähig oder nicht willens ist. Der aber kommt vorwiegend aus landeskirchlichen Bereichen und Gruppierungen.

7. Die Freikirchen haben — so behauptet H. J. Goertz — „ein gebrochenes Verhältnis zu Reformen“ (181). Wenn Goertz von der Reform der Kirche ihre Erneuerung erwartet, wie in diesem Aufsatz, dann würde ich ihm zustimmen. Der Reformwille, vielleicht besser ausgedrückt, die Hoffnung einer geistlichen Erneuerung, ist recht lebendig, aber die Einsicht, daß Technokraten der Kirchenreform für die Erneuerung der Kirche ebenso hinderlich sind wie Bürokraten der Kirchenverwaltung, hat sie an den Heiligen Geist zurückverwiesen. Dieser schafft seit Pfingsten dynamische Formen, manchmal auch Re-Formen.

8. Habe ich H. J. Goertz richtig verstanden? Er behauptet: In der freikirchlichen

Diskussion spiele hinsichtlich der Frage ihrer Existenzberechtigung „die Alternative ‚Volkskirche oder Freikirche‘ die entscheidende Rolle“ (182). Auf den folgenden Seiten entfaltet er die These: Der freikirchliche Freiheitsbegriff muß neu überdacht werden. „Hier hat das reformerische Denken der Freikirchen einzusetzen.“ Goertz begibt sich damit auf eine Straße, die er vorher selber als nicht begehbar bezeichnet hat. Indem er den „freikirchlichen Freiheitsbegriff“ wiedergewinnen will, bringt er die ungeliebte Alternative „Volkskirche oder Freikirche“ wieder hervor. Die von Goertz angeregte Reform, in der er die Kirche der „Freiheit der Kinder Gottes“ erstrebt, führt aber weder zur Freikirche noch zur Volkskirche; sie führt — einfacher kann man es nicht sagen — zur „Kirche“. Die Methodisten haben vor 1968 ihren neuen Kirchennamen diskutiert. Evangelisch-methodistische Freikirche stand zur Diskussion. Man hat sich bewußt und mit theologischer Überzeugung für „Evangelisch-methodistische Kirche“ entschieden. Die Reform, die „Antwort auf das Wort Gottes“ ist (177), kann nicht zur Freikirche, sondern immer nur zur Kirche führen.

9. Die Methodisten und die Baptisten, die seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland unter erheblichem Widerstand zu wirken begonnen haben, haben sich nicht in das Gehäuse ihrer Frömmigkeit „zurückgezogen“ (185) und sie zählen nicht zu den „Stillen im Lande“ (185). Man hat sie schikaniert, inhaftiert, ausgewiesen, ihnen Versammlungsverbot erteilt, sie als Eindringlinge und Proselytenmacher gebrandmarkt, sie vor Polizei und Gericht gezerrt und ihnen die Friedhöfe verweigert. Nicht so sehr die geschmähten „Liberalen“, sondern die besonders Frommen. Wer sich mit der Geschichte der Freikirchen beschäftigt, merkt, daß sie je länger je mehr still wurden, weil man ihnen den Mund gestopft hat und das Leben schwer machte. Daran halten sich die Freikirchen heute nicht fest, aber wenn die Geschichte verdreht wird und auf diese Weise andere „hofiert“ werden, dann muß man diese alten Hüte wieder herausziehen, weil sonst falsche Wertungen entstehen, wie dieses durch Prof. Goertz geschieht.

10. Die These „Kirche ist Anarchie“ kann eigentlich nur ein mennonitischer Christ aufstellen. In seiner Tradition mag sie wirksam sein. Die letzte Selbstdarstellung aus dem Bereich der Evangelisch-methodistischen Kirche, die ich in diesen Tagen in die Hand bekam, trägt den Titel „In Gemeinschaft mit dem Heiligen Geist leben“. Das meint nicht Anarchie, sondern offene und geordnete Gemeinschaft mit Gemeinden der eigenen Tradition und anderen Kirchen in der Welt.

Ich lebe in einer Kirche, in der für die Erneuerung gebetet und gearbeitet wird. Sie hat kein „Rezept“ und ist sich ihrer „Fehlentwicklungen“ bewußt. Aber sie weiß, daß sie eine „Kirche der Märtyrer und Diener“ (Prof. Albert C. Outler) nur werden wird, wenn Gottes mächtiger Geist neu durch ihre Reihen bläst. Was würden wir alles auf die Beine stellen, wenn die Reformation der Kirche in unserer Hand läge und wir sie durch eine Strukturreform einleiten könnten.

Karl Heinz Voigt